

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

№. 67.

Dienstag, 8. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

14. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Es ist noch weit bis zur Heimkehr — Gott sei Dank! Dieses heiter ungebundene Leben legt sich wie sanfter Balsam auf die wundete Seele.

Und auf den Körper auch. Denn da sie hierher fuhr, ist sie krank gewesen, körperlich und seelisch krank. Die wochenlangen Messerkämpfe mit August haben sie an so vielen Stellen verwundet, haben sie so überreizt, daß sie mehr als einmal geglaubt hat, die Schwingen des Wahnsinns über sich rauschen zu fühlen. Die Reise nach Ems ist wie eine hastige, überstürzte Flucht gewesen — August hat sie nicht zugeben wollen, hat ihr Duzende von Malen vorgerechnet, daß seine Finanzen durch die dauernden Ausgaben für sie völlig in Unordnung geraten seien, daß er alle diese Reisen unmöglich bestreiten könne, daß schon sein ganzes Michaelisquartal an den Bankier Eilan in Frankfurt verfallen sei — sie hat es nicht gehört, hat sich nicht darum gekümmert — gleichgültig, gleichgültig, da möge er zusehen, nur fort, fort! Auf der ganzen Reise hat sie heftige Leberschmerzen gehabt, sehr viel schlimmer als im vorigen Jahre, da Hofrat Rehbein sie nach Frankhausen geschickt, tagelang hat sie gänzlich erschöpft in Frankfurt gelegen, zu den Leberschmerzen ist ein Zahngeschwür gekommen — trübe Tage!

Aber nun ist alles vorbei, der Himmel hat sich aufgehellt, fern nur steht die schwarze Wetterwand, das fröhliche, vielfach erregbare Wesen bricht durch. Nur in der Nacht hört die Maethern ihre Herrin manchmal seufzen.

Sind nicht alle Zimmer im „Schiffen“, diese kleinen Stuben mit der schrägen Mansardenwand, die den Vater immer so sehr an seine Überfahrt auf dem Segler von Neapel nach Palermo erinnern — sind sie nicht alle untereinander durch Türen verbunden? — Nein, nicht alle: eine Tür bleibt geschlossen, sie öffnet sich nicht mehr, niemals legt sich eine Hand auf die Klinke, sie aufzutun. Hüben lebt August, drüben Ottiliens Welt — man muß Umwege gehen, will man aus der einen in die andere gelangen.

Die zwei Knaben, das sind die Boten zwischen den beiden Welten. Sie kommen zum Vater, wenn er an seinem peinlich sauber aufgeräumten Schreibtisch sitzt und die vielen Akten aufarbeitet, die er aus der Hofkammer mit nach Hause gebracht hat, und August ist jedesmal froh, wenn sie kommen. Er legt dann gern die Feder für ein Weilchen beiseite und nimmt auf jedes Knie einen seiner Jungen, spricht ihnen kleine schnurrige Verse vor, über die sie so herzlich lachen können, erklärt ihnen die Bilder an den Wänden, indem er dazu viele Geschichten erzählt: die Geschichte von Tarquinius — die

Geschichte des Ritters Götz, die der Opapa geschrieben — die Geschichte vom Urteil des Paris — die Geschichte vom Herrn Jesus, der sein Kreuz trägt: er zeigt auf das kleine Bild und erzählt diese Geschichte, an die er kaum gedacht seit seiner eigenen Kindheit, und er fühlt, wie etwas tief in ihm ergriffen wird, und seine Stimme schwankt. Er sieht in den Augen seiner Knaben ein feuchtes Glänzen — in Wolfis Augen vor allem, die der Vater einmal „Dichteraugen“ genannt hat —, und er preßt die Kinder in einem Sturm, den sie nicht begreifen, an seine Brust: die Scherben des Glücks, von dem er geträumt hat!

Ja, das sind schöne Stunden, auch Walter und Wolf lieben sie sehr, sie reiten gern auf den Knien des Paps und hören ihn gern erzählen. Aber schöner ist es noch, in den Zimmern der Mama zu sein, wenn so viele Herren und Damen da sind und im Kamin abenteuerliche Feuergestalten tanzen und auf dem runden Tisch vor dem Sofa die Lampe mit dem durchsichtig weißen Fuße brennt und überall Kerzen flackern — dann ist es schön, zwischen all den Gästen umherzulaufen und von jedem etwas zugesteckt zu bekommen und bei der Tante Adele oder der Tante Julie oder gar bei der Omama auf dem Schoße zu sitzen. Wolf kuschelt sich gern in den Arm der Omama, seine kleinen, langen Finger spielen mit ihrem goldenen Armband, und er sieht träumend durch halbgeschlossene Lider hinüber zur Mama: wie wunderbar schön sie ist mit ihrem vollen braunen Scheitel, ihren dicken, gedrehten Locken, ihren blauen Augen, die so stolz blicken können wie ein Adler und so zärtlich wie ein Engel!

Wolfi macht es viel Spaß, die Gesichter rund um den Teetisch zu beobachten: die dichten, kurzen, krausen Locken vom Herrn Hofrat Soret, den die Brüder gut kennen, weil sie manchmal zu ihm ins Schloß gehen, um mit Prinz Karl zu spielen, die langen, glatten Seidenhaare vom Herrn Edermann, die spitze Nase vom Herrn Baronet May, der neben Tante Vene sitzt — immer sitzt er neben ihr —, die großen, spiegelnden Brillengläser von Mister Fik-Roy, die semmelblonden Badenbärte von Mister Shellen, der am Zeigefinger der linken Hand einen ganz großen blauen Siegelring trägt, den ungeheuren Lodenanfang von Miss Cope, die hochmütige Miene des Captain Smith, der einen Hängeschnurrbart hat wie ein Türke und auch so braun im Gesicht ist — ihn kennen die Knaben am besten, denn Tante Ulla hatte ihnen so oft und so viel von ihm erzählt. . . ja, Captain Smith sieht sehr abenteuerlich aus, ganz anders als Onkel Charles im vorigen Jahre, der eine Haut hatte wie ein kleines Mädchen, so rosig, und der nun nie mehr kommt. . .

Es sind immer so viele Engländer bei Mama! Walter kann schon eine ganze Menge englischer Wörter;

Mama hat gesagt, er soll englische Stunden bekommen, aber Papa ist dagegen gewesen, Papa ist gegen alles Englische, die Knaben fühlen es wohl. „Sie sollen tüchtige Deutsche werden“, hat er gesagt, „und nicht diesen modischen Firlefanz mitmachen!“ . . . Über das Wort „Firlefanz“ hat Walter lange nachgedacht, Herr Edermann hat es ihm später erklärt. Aber er hat ihn wohl doch nicht ganz richtig verstanden. Denn einmal, als er die Mama viele Tassen auf den runden Tisch vor dem Sofa stellen sah, hat er sie gefragt: „Mama, hast du heute wieder deinen Firlefanz?“ — und da ist die Mama zornig geworden, wie er sie noch nie gesehen, und hat ihn aus dem Zimmer geschickt und ist nicht zum Gutenacht-sagen an sein Bett gekommen . . .

Am allerhöchsten aber ist es, wenn man beim Opapa im Zimmer sitzen kann, das ganz voll grünen Lichtes ist und vor dessen Fenstern die Rotdornheiden so herrlich blühen. Der Opapa ist der liebste Mensch auf der ganzen Welt — alle sagen es, aber keiner weiß es so gut wie Walter und Wölfi. Früher hat er sie immer „Misele“ und „Nunne“ genannt, jetzt sind sie zu groß dazu, jetzt sagt er „Walterchen“ und „Wölfi“. Man kann herrlich auf ihm herumklettern, er hält stille und wird nie ungeduldig wie die Mama, man kann sich ihm an den Hals hängen und auf seiner Schulter sitzen, man kann ihm mit den Armen die Beine fesseln, daß er sich nicht zu rühren vermag — er wird niemals scheitern. Und er hat immer schöne Bücher, die man ansehen kann, wenn man bei ihm sitzt, und weiß immer Gedichte, die er selber gemacht hat, zum Beispiel das Gedicht von der Glode, die hinter dem Jungen herwadelet. Und mit ihm im Garten zu spielen, wenn er den großen Bogen herbeibringt, den ihm ein richtiger Baschkirenhäuptling geschenkt hat, und wenn er mit den gesiederten Pfeilen den Weg entlang schießt — das ist das Schönste!

Manchmal nimmt er sie auch mit, wenn er gegen Mittag im gelben Wagen spazierenfährt, nach Tiefurt hinaus oder gegen den Ettersberg, oder die Straße nach Erfurt entlang, dann ist meistens Herr Edermann dabei, der kennt alle Vögel, die in den Zweigen und Büschen und Bäumen sitzen, und erklärt sie ihnen, die Ammern und Sperlinge und den goldgelben Pirol, den Amdud und den Specht, den Zaunkönig und den Hänfling — und die Lerche, die sich niemals auf Büsche setzt, sondern in den Feldern wohnt und steil aufwärts steigt in die Luft. Dann hat der Opapa unter dem Rücksitz des Wagens einen aus Birnen geflochtenen Korb mit zwei Handgriffen, in dem das Frühstück verwahrt ist — und unterwegs wird haltgemacht, Stadelmann breitet eine Serviette über einen Steinhaufen aus und holt aus dem Korb frische Semmeln hervor und gebratene Rebhühner und saure Gurken und eine Flasche Wein und die seine goldene biegsame Schale, die in dem gelben Lederfuttermal steckt, und dann zerschneidet der Opapa die Rebhühner und gibt jedem zu essen und läßt jeden aus der goldenen Schale trinken: das ist so feierlich! — Ja, der Opapa ist der liebste Mensch auf der Welt!

In der Schwärze der Nacht fährt August aus dem Schlafe auf. Wer ruft? — Es hat jemand gerufen! — Lauschen, mit klopfendem Herzen: nichts rührt sich, fern nur schlägt ein Hund an. Erschöpft stürzt er in den Schlummer zurück, wie in einen grundlosen Schacht. Die Traumgesichte greifen nach ihm und reißen ihn fort in ihren wirbelnden Tanz.

Am großen Haustor ist ein Zettel angeschlagen: „Fünf Offiziere, zwölf Mann.“ Die Mutter läuft mit den Mägden treppauf, treppab, die Betten zu rüsten und alles herbeizuschaffen, was die Herren befehlen. Im gelben Saal sitzen sie um die Tafel und brechen den Gläsern aus dem Weinteller die Hälse. Bäte, vöte, Madamel! . . . In der Küche steht der dampfende Braten auf dem Tisch — August sieht es, da er vom Vater kommt. Er hat ihm über die Hintertreppe kaltes Geflügel und Wein in die Bibliothek gebracht, wo er ihn über gelehrten Büchern mit vielen Holzschnitten studierend gefunden, hat ihm zur Nacht die Hand geküßt und ihn allein gelassen. In der Küche sitzt die Mutter bei den Mägden, Vorsorge für den nächsten Tag zu treffen;

ein paar Frauen haben sich ins Haus geflüchtet, sie trauen sich nicht in die halbdunklen Straßen, durch die trunkenen johlenden Trupps von Franzosen ziehen: verschüchtert sitzen sie um den großen, weißgeschneierten Tisch und helfen der Mutter Kartoffeln schälen.

Unter ihnen ist auch eine, die lange nicht hier war: Karoline Schumann, die Lina. Sie nickt ihm zu, bietet ihm sanft die Hand, erzählt, wie ein Soldat sie belästigt, als sie aus der Blumenfabrik gekommen, bittet ihn, sie auf dem Heimwege zum Elternhaus jenseits der Elm zu beschützen. Sie gehen durch den dunklen Garten, in den aus des Vaters Fenstern heller Lichtschein fällt, unterwegs treffen sie immer wieder torfelnde Gestalten, sie hören den dumpfen Tritt der Sauvegarde, sie tauchen unter im Dunkel des Parks. August eilt vorwärts, das Mädchen an seiner Seite hält nur zögernd Schritt; er müht sich um ein unverfängliches Gespräch, er ist so verlegen, weil er hier mit ihr durch die Nacht geht, wie einst, da er sie noch liebte; die Lina gibt mit tonlos gepreßter Stimme abwesende Antworten. Aber als sie nun auf der hölzernen Brücke sind, unter der das Wasser gurgelt, da schiebt sie plötzlich ihre Hand in seinen Arm und sucht seine Hand, sie zieht ihn zum Geländer und flüstert, den Mund dicht an seinem Ohr: „August, lieber August — kann denn zwischen uns nie mehr alles so werden, wie es einstens war?“ Dumpf, beklommenen Herzens schweigt er, kalt liegt seine Hand in der ihren. Aber er fühlt, wie der schmerzbebende Klang ihrer Stimme die Burg seines trostigen Schweigens berennt. Anders hat sie ihm einst geklungen, diese Stimme, so jung, so fröhlich! Jetzt ist sie spröde wie ein überfüllter Becher Leides. Er sieht im flirrenden Mondlicht ihre Augen zu ihm emporgehoben, auch sie überfüllt. „Lina“, sagt er, er muß sich zwingen, die Worte kommen schwer und zäh aus seiner Kehle, „es ist nicht mehr die alte Zeit, ich bin nicht mehr derselbe, der ich damals war, als es mich nur zu deinem Stern zog. Ein andrer Licht ist aufgegangen . . .“ Sie seufzt tief auf, ihn fröstelt, weil er das ein Licht genannt, was vielleicht nur ein Irrlicht ist. Plötzlich schlägt sie, sich selbst vergessend, die Arme um ihn, hängt schwer wie eine Leiche an seinem Halse und läßt rasend seine Lippen. Er küßt sie wieder, um sie zu stillen, er denkt an andere Lippen dabei und an einen andern Kuß. Und über die Wiesen tanzen tausend Irrlichter und spiegeln sich funkelnd im Fluß und steigen auf zum Himmel und glühen als Kerzen an einem Kronleuchter.

(Fortsetzung folgt.)

Konfirmation.

Heut' liegt auf Deinen Kinderwangen,
Die Deines Lächelns Grübchen fangen,
Des ersten Feiertages Ruh.
Fast schon in der Gespielen Mitte
Gehst Du heute sonst so leichten Schritte
Dem Rufe er'ner Gloden zu.
Bist Du's? Trennt von den ersten Tagen,
Da ich Dich froh im Arm getragen,
Uns wirklich heute Jahr um Jahr?
Ist es so lange schon verklungen,
Das Wiegenliedchen, Dir gesungen?
Mich dünkt, als ob es gestern war!
Fühl' ich nicht Deines Häutchens Schmiegen
Erst jüngst in meinen Händen liegen,
Als Du den ersten Schritt gewagt?
Hast Du als Einmaleinsbezwinger
Die lieben, kleinen Lintenfänger
So lange nicht mehr um Rat befragt?
Ach, aus des Kinderlands Gehege
Entführen Dich die Dornenwege,
Durch die sich deutsche Jugend schlägt.
Ihr reißt das Schicksal frühe Wunden.
Wirst Du zu neuem Mut gefunden,
Wenn Deine Seele Narben trägt?
Wohin Dich auch die Stürme treiben,
Gott und der Heimat treu zu bleiben
In Liebe, werde nimmer müd!
Und laß Dich's fürder nicht gereuen,
Den heil'gen Funken zu betreuen,
Der unter Deutschlands Asche glüht.

K o i f f m e r.

Das Eichfächchen

oder Jean Paul besucht E. T. A. Hoffmann.

Von Hans Gäßgen.

Dem Postwagen, der von Bayreuth her soeben in Bamberg eingetroffen war, entstieg, neben anderen Fahrgästen, ein wohlbeleibter Herr, der sich sogleich nach der Wohnung des Herrn Kapellmeisters Hoffmann erkundigte.

Man führte ihn zu einem Hause, das dem Theater gegenüber lag. Jean Paul läutete.

Oben am Fenster erschien der Kopf eines kleinen, blassen Mannes, der hintertrieb: „Was wünschen Sie, mein Herr?“

„Ich möchte den Herrn Kapellmeister besuchen; ich heiße Jean Paul.“

„Was? Wie? Der berühmte Jean Paul will mich besuchen“, sagte der Mann am Fenster atemlos, und schon sprang er die Treppe hinab und slog dem Gaste um den Hals, was bei der zurückhaltenden Natur Hoffmanns schon hervorgehoben zu werden verdient, wenn man auch damals mit Gefühlsäußerungen nicht so zurückhaltend zu sein pflegte, wie in unseren nachternen Zeiten.

„Seid Ihr allein gekommen, Jean Paul?“ fragte der Herr Kapellmeister, nachdem der erste Begrüßungssturm sich gelegt hatte und die Beiden bei einer rasch herbeigeholten Flasche Steinwein das endliche Kennenlernen feierten.

„Ja und nein, mein lieber Kapellmeister.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ja, wenn Ihr mich fragt, ob noch ein Mensch mit mir gekommen ist; nein, wenn Ihr auch dieses hier als zweiten Gast betrachten wollt.“

Dabei griff Jean Paul in die tiefe Rocktasche und hielt dem erkannten Hoffmann ein zierliches, rotbraunes Wesen unter die Nase, ein Eichfächchen, das mit seinen schwarzen Augen sich ängstlich umschau.

„Inmer muß ich es bei mir haben“, erläuterte der Gast, „auf jeder Reise begleitet es mich. Es ist völlig zahm und bleibt stundenlang in meiner Rocktasche, wenn ich es nicht herauslade. Es wird Euch nicht lästig fallen, gewiß nicht. Nehmt ruhig an, ich sei allein gekommen.“

„Abgesehen“, fiel der ein wenig sprunghafte Hoffmann ein, „seid Ihr gerade heute besonders günstig gekommen. Ich leite nämlich heute Abend die erste Aufführung des „Don Juan“ drüben im Theater. Kein Werk liebe ich so, wie dieses. Seit frühester Jugend war es mein Herzenswunsch, den Stab zu führen, wenn die unsterblichen Wesen Mozarts durch den Raum schwingen. Heute soll er sich erfüllen. Ihr macht mir gewiß die Freude, die Oper zu besuchen, auch wenn Ihr von der Reise ermüdet seid. Ich eile hinüber, beim Kassierer einen Platz in der ersten Reihe für Euch zu erbitten.“

Und schon war der flinke, kleine Mann aus der Stube gelaufen, und der an's Fenster tretende Jean Paul sah ihn mit raschen Schritten den Platz überqueren

Am Abend verabschiedete sich Hoffmann von seinem Gaste mit den Worten: „Ich gehe jetzt hinüber, die letzten Vorbereitungen zu treffen. Ein paar Schritte sind es ja nur, Ihr habt noch reichlich Zeit. Also, auf Wiedersehen nach der Vorstellung ...“

Ein paar Minuten vor Acht schritt Jean Paul gemächlich die Treppe der Hoffmannschen Wohnung hinab. Der Abschied vom Eichfächchen war ihm ein wenig schwer gefallen, aber Frau Hoffmann hatte es in treue Hut genommen, und so ging der berühmte Mann zufrieden dem Theater entgegen.

Da er kaum die Straße betreten hatte, öffnete sich droben ein Fenster, und Frau Hoffmann rief hinab: „Herr Richter, Herr Richter, das Theaterbillet haben's vergessen!“ Und schon flatterte das Rättchen, bunt wie ein Schmetterling, zu Jean Paul hinunter. Aber noch etwas geschah!

Das Eichfächchen, das artig auf Frau Hoffmanns Schulter gesessen hatte, war urplötzlich, da es seinen Herrn drunten erblickt, auf einen gegenüberstehenden Baum gesprungen, wie eine Flamme am Stamm hinunter geeilt und in des Dichters Tasche verschwunden, ehe die Beiden recht begriffen, was da eigentlich vor sich ging.

Was war zu tun?

Eben läutete es im Theater zum letzten Male, und Hoffmann wäre tief traurig gewesen, wenn er Jean Pauls Platz leer gefunden hätte.

Also mußte das Tier mit in den „Don Juan“. So oft hatte es stundenlang ruhig in der Tasche gesessen, warum nicht heute auch? Das Vorspiel begann.

Der kleine Hoffmann legte seine ganze, flammende Seele hinein.

Jean Paul fühlte in seine Tasche.

Alles ruhig, das Tier schien zu schlafen.

Ein Seufzer der Beruhigung entrang sich des Dichters Brust.

Als aber der Vorhang sich hob und die Menschen zu singen begannen, da erwachte das Eichfächchen plötzlich. Zuerst streckte es den Kopf hoch, Jean Paul aber gab ihm einen Klaps, und da war wieder eine Weile Ruhe.

Wald aber begann es sich auf's neue verdächtig in der Tasche zu regon, und dann geschah das Furchtbare: Das Tier machte

einen Satz und sah plötzlich auf der Schulter des Herrn Kapellmeisters, der nichts anderes dachte, als ein Stück der Decke sei auf ihn herabgefallen. Er griff an die Schulter und wurde von dem Tier, das einen Angriff vermutete, in die Hand gebissen. Schmerz erfüllt ließ er den Stab sinken, das Orchester verebbte, die Sänger hielten inne, das Publikum lachte, zum Teil stürzte es, Brandgefahr oder dergleichen befürchtend, hinaus.

Rutz und gut, es war eine furchtbare Geschichte.

Hoffmann, immer ein wenig unbeherrscht, geriet in rasende Wut und machte Jean Paul, alle Pflichten der Gastfreundschaft vergessend, die heftigsten Vorwürfe, mußte er doch ernstlich um seine Stellung bangen, da man hinter der Sache gewiß einen neuen Streich des zuweilen zu seltsamen Dingen aufgelegten Herrn Kapellmeisters vermuten würde.

Noch in der Nacht ließ Jean Paul den Wagen vorfahren, der ihn nach Bayreuth zurückbrachte.

Es blieb immerdar, auch wenn durch beiderseitige Freunde später eine Annäherung der beiden Dichter angebahnt wurde, eine Spannung, und an allem war das Eichfächchen schuld, das vielleicht in seiner Unschuld den mit Inbrunst das Orchester leitenden Hoffmann für einen windbeugten Baum gehalten hatte.

Abschied eines Romandichters von seinen Gestalten.

Von Hans Natonek.

Mit einem aufatmenden Rud legt sich der Romancier in den Schreibstuhl zurück, nachdem seine Feder das Wort „Ende“ hingemalt hat. Er hätte auch Finis schreiben können, aber das schien ihm zu pathetisch.

Dieses Ende ist völlig unerwartet auf ihn gekommen; es war mit einem Male da, viel früher, als vermutet.

Vergleichsweise war ihm so, als habe er sich eine dunkle Treppe hinabgetastet, ohne zu wissen, wieviel Stufen noch kommen bis zum untersten Abfah. Und plötzlich war er schon unten, glaubte aber, es kämen noch einige Stufen, und da stieß der Fuß, der noch eine Sentung erwartete, hart auf.

Es war also aus. Es kam nichts mehr. Merkwürdiges, leise fröstelndes Gefühl, dachte der Romancier, ein bißchen leer und schlabbig, wenn man nach fast einjährigem Zusammenleben von seinen Geschöpfen Abschied nimmt. Man hat sich so an sie gewöhnt. Sie werden ihm zunächst doch ein bißchen fehlen. Einerseits ist er schmerzlich bewegt, andererseits herzlich froh, daß er fertig ist und nichts mehr zu tun hat mit diesen im Grunde fremden Leuten, die ihn jetzt ziemlich arrogant ansehen, als wüßten sie alles besser. Leben Sie wohl, Madame. Vielleicht sehen wir uns wieder, Herr Tortler.

Da steht nun groß und selbstgefällig: Ende. Das ist aber nur eine Fiktion. Wie wenn sich das Glas, das man unter den Brunnenstrahl hält, einbildet, das Wasser sei versiegt, weil das Gefäß gefüllt ist.

Was wird Frau Ingrid nun morgen beginnen, wenn ich, ihr Schöpfer, nicht mehr dabei bin? denkt der Romancier. Wieviel Kinder wird sie haben? Wird sie dem Helden immer treu sein? Ach und dieser selbst, Herr Tortler, der undurchsichtige Spitzhube mit dem symbolischen Namen, was wird er in seinem ferneren Leben noch für Dummheiten machen, die ihm tragt seiner Doppelnatur zu Klugheiten auszulagen?!

Da habe ich nun alles zum guten „happy end“ geführt, aber es ist im Grunde purer Schwindel, der Roman beginnt erst jetzt, das dicke Ende, das noch kommt, ist listig unterzlagen. Mit den ungeschriebenen Partien der Romane, die hinter dem Finis stehen, könnte man Bände füllen.

Paßt Ihnen etwas nicht, werthe Gestalten? Murren Sie? Machen Sie sich doch selbständig, meine Herrschaften. Ich habe das Meinige getan, ich habe Sie, meditiert der Romancier vor dem abgeschlossenen Manuskript, bis zu dem konventionellen Punkt geführt, wo Sie sich endlich zu entfern haben. Ich muß Sie nunmehr bitten, mich zu verlassen. Sie haben noch etwas Wichtiges mitzuteilen, meine Dame? Sie werden demnächst ein entscheidendes Erlebnis haben? Aber Sie sehen doch, ich bin fertig! Das hat doch nun keinen Zweck mehr, bitte. Machen Sie mir den Abschied nicht schwer. Nun kommt auch noch dieser Herr Tortler! Die Nebenpersonen melden sich, sie seien zu kurz gekommen. Meine Damen und Herren, mein Interesse an Ihnen ist erschöpft! Sie sind wie sie sind — fertig! Wann ich Sprechstunde habe für unterdrückte Romanfiguren? Ate! Sie wollen mich nachts besuchen? Das verbitte ich mir! Gehen wir im Guten auseinander, meine Freunde!

Und schließlich, wenn Sie glauben, Ursache zu beschwerden zu haben, wenden Sie sich an meine Kritiker, die haben dafür ein offenes Ohr und werden schon herausfinden, wo es Ihnen fehlt.

Treu entscheidet.

Eine Jagdgeschichte.

Von Arthur Adler.

Der alte prächtige Jagdhüter Enßler klopfte vor der Tür den Schnee von seinen Schuhen. Ich hörte, wie er seine Pfeife am Treppenstein leerte, langsam die Tür öffnete und bedächtig sein Gewehr in die Ecke des Flures lehnte.

Mit einer hilflosen Geste hob er die Hände und sein Blick ging an mir vorbei: „Hänschen ist tot!“ Das waren die einzigen Worte, die er herausbringen konnte.

„Nicht möglich!“ gab ich zurück, aber als ich eine Träne in seinen blauen Augen schimmern sah, war kein Zweifel mehr möglich.

„Hänschen tot!“ Vor 14 Tagen hatten wir den braven Bod aus der Schlinge befreit, die würgenden Mäse am Hals sorgfältig ausgewaschen und verbunden, hatten das Tier in Ställe gepflegt und gehofft, es erhalten zu können. Und nun —

„Wenn wir den Aaskerl hätten!“ knurrte Enßler und seine Faust krampfte sich ein paarmal zusammen, als zerquetsche er etwas zwischen den Fingern. Er war im Walde groß geworden, kannte jedes Stück Wild im Revier; es war für ihn unendlich schmerzhaft, zu wissen, daß nun auch bei uns gewildert wurde.

Hell schien der aufgehende Vollmond ins Fenster. Draußen lag die Landschaft taghell im Schnee. Unsere Gedanken mußten sich eben wohl berührt haben, denn auf meine Frage: „Wie war's, Enßler? Das richtige Wetter für erbärmliches Gefindel!“ nickte er kurz: „Ich wollte sowieso. Jetzt ist man bei Nacht nötiger denn am Tage.“

„Also gehen wir!“ Ich machte mich fertig, wir stülpten die Schneehenden über, ich hing mir den Drilling um, liebste Treu ab, der sich wie toll vor seiner Hütte gebärdete.

„Nein, mein Hündchen, es ist zu kalt. Und heute Nacht gibt es doch keine Arbeit für dich!“ Aber der Hund wollte sich diesmal nicht beschwichtigen lassen.

„Schade, daß Romer nicht mittann!“ fiel es mir ein. Der Freund und Reviergenosse, ein Weidmann sonder Fehl und Tadel, hätte sich für diese Partie sicher gerne die Nacht um die Ohren geschlagen. Aber wie hätte ich ihn jetzt, in der Nacht, in der stundenweit entfernten Stadt erreichen sollen?

„Was wird er sagen, daß der Bod tot ist?“ fragte Enßler.

„Sagen? — Nichts! Aber handeln!“ Dafür kannte ich Romer.

Vorsichtig, ganz vorsichtig pürschten wir am Rande der Dickungen dem Jagen zu, wo wir leithin die Schlingen gefunden hatten. Wir umschlugen die Waldstücke und wählten schließlich unsern Anstz so, daß Enßler die Zugänge zum Dorf A., wo wir die Wilderer vermuteten, ich aber das lange Wiesental beobachten konnte, das aus dem Grunde zur Höhe hinaufstieg.

Die Stunden schlichen träge. Der Mond, der hell über uns gestanden hatte, färbte sich langsam ins Rötliche. Ich dachte viel an den Freund, an die vielen gemeinsamen Jagdergebnisse in diesem herrlichen Bergrevier. Dann fiel mir Treu ein. Ich hätte ihn doch mitnehmen sollen. Was würde der Hund an der Kette getobt haben! Wenn ich ihm eine Decke, eine Matte mitgenommen hätte. —

Bumm! fiel da nicht weit von mir ein dumpfer Schuß. Der Schall kam aus dem Grund herauf. Oder sollte es nur eine Täuschung überreizter Nerven gewesen sein!

Nein! Enßler stand neben mir, streckte den Finger in der Richtung, woher der Schuß gekommen war. Ich nickte.

„Los!“

Wir pürschten im raunen Holze, vorsichtig, trotz der schützenden Kleidung, den Grund hinab. Und plötzlich blieben wir beide mit einem Ruck stehen. Drunten, aus dem Dunkel der überhängenden Zweige einer riesigen Tanne trat eine dunkle Gestalt, ein Mensch, bückte sich und hob dann einen schwarzen Klumpen auf, der sich deutlich vom hellen Schnee abhob. Unter meinem Fuß brach ein Ast mit hellem Knack. Die Gestalt schreckte auf, sicherte, nahm das Gewehr hoch.

Wir traten beide auf den Weg, die entscherten Gewehre gingen auch bei uns in den Anschlag. Raum 100 Schritte mochten uns trennen. Ein heißes Bröckeln stieg in meiner Haut empor, trotz der Kälte biß sich der Schweiß unter der Huttrempe auf die Stirn durch und rann jetzt über mein Gesicht.

Drei Menschen stehen sich auf Leben und Tod gegenüber. Wer tut den ersten Schuß?

„Gewehr weg!“ brüllt neben mir eine Stimme, zitternd in höchster Erregung, unnatürlich schrill. Und doch ist es

Enßlers Stimme. Aber der Mann da unten befolgt den Anruf nicht und versucht statt dessen, sich langsam in den schützenden Schatten der Tanne zurückzuziehen, die ihn vor uns verbirgt.

„Halt! Keinen Schritt mehr!“ kreischt neben mir die vor Wut und Erregung entstellte Stimme des Waldläufers. Ich halte den Mann da scharf im Auge, bereit, auf den ersten Feuererschlag aus seinem Rohre auch meinerseits den Finger krumm zu machen. Und wie mein Hirn noch rasend arbeitet, sehe ich etwas Schwarzes den Weg heraufgejagt kommen, eine dunkle Masse heßt heran, jetzt muß sie den Mann da unten gewahr werden — ich strenge meine Augen an — ein Hund!

Noch zwanzig — noch zehn Sprünge — jetzt ist er bei ihm. —

Ein jaulendes Aufbellen, ein helles, freudiges Gecläff. Die Stimme kenne ich.

„Treu!“ donnert mein Ruf in den Grund hinunter.

„Albert! Enßler!“ schallt eine Männerstimme Antwort, und da ist mein Hund auch schon bei mir, springt an mir hoch. Ich will ihn fassen, er ist ohne Halsband. „Ach so, du Schlingel.“

„Junge, Junge, war das eine Situation. Ich habe euch für zwei Wilderer gehalten!“ schallt Romers Stimme zu uns herauf.

„Ja, Menschenkind, wie kommst du denn mitten in der Nacht ins Revier?“ frage ich zurück und kann es nicht fassen, den Freund hier anzutreffen.

„Ich hatte ein ganz unerklärliches Gefühl, als riefte mich eine innere Stimme. Die Geschichte mit Hänschen, die mond-helle Schneenacht, ich dachte mir: Schaden kanns nix, wenn du da mal nach dem Rechten siehst. Da habe ich mich in den Wagen gesetzt, ihn gleich unten an der Feldscheune stehen gelassen, um mal abzurevidieren.“

„Das hätte nett werden können, wenn —“

„— Wenn Treu nicht — aber wo ist denn der Hund?“

„Da kommt er“, knurrt Enßler, nimmt ihm den Fuchs ab, den er vom Grund her apportierte, und statet davon: „Was doch für wunderliche Sachen passieren!“

Lungrad läßt sich versichern.

Von Hans Niebau.

Lungrad war Oberkassierer in der Beninbank in Kopenhagen. Jeden Freitag spielte ich mit ihm Schach. Er war ein ruhiger, nüchterner Mann, ganz so, wie es sich für einen Oberkassierer gehört.

Pöblich aber ging eine Wandlung mit Lungrad vor, und niemand konnte es mir abnehmen, daß ich mich von ihm zurückzog. Im Januar nämlich ließ sich Lungrad — als ob er eine Primadonna wäre — die Beine versichern. Mit hunderttausend Kronen. Im Februar ließ er — der weder Frau noch Kinder noch Verwandte besaß — sein Leben versichern. Mit hundertfünfzigtausend Kronen. Im März ließ er sich — in Kopenhagen! — gegen Erdbebensschäden versichern. Im April folgte eine Versicherung gegen Hagelschlag, und noch im selben Monat hat er einen Generalvertreter dazu überredet, ihn mit zweihundertfünfzigtausend Kronen gegen Schäden zu versichern, die ihm durch Meteorfall und Heuschreckenschwärme entstehen könnten.

Als Lungrad im Mai anfang, ohne Kragen und Krawatte zum Dienst zu kommen, wurde der Generaldirektor der Beninbank auf ihn aufmerksam. „Mischugge“, sagte er, als der Personalchef ihm von den Versicherungen berichtete. „Einen mischuggenen Oberkassierer aber können wir uns nicht leisten.“

Lungrad wurde entlassen. Bei der Kassenübergabe entdeckte der Kontrolleur, daß vierhunderttausend Kronen fehlten. Lungrad wußte nicht, wo sie geblieben waren. —

Eine Strafanzeige können wir uns ersparen“, sagte der Rechtsbeistand der Beninbank. „Lungrad wird bestimmt wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen. Uns aber bleiben nicht nur die Gerichtskosten, sondern auch der Skandal.“

Der Generaldirektor nickte. —

Zwei Jahre später sah ich Lungrad in Venedig wieder. Er trug wieder Kragen und Krawatte, machte ein fröhliches Gesicht, als er mich sah und lud mich sofort zum Abendessen ein.

„Gott sei Dank“, sagte ich, „Ihnen geht es also wieder gut. Was ist mir damals losgewesen, als Sie sich gegen alle möglichen Dinge versichern ließen?“

„Gegen alle möglichen Dinge?“ fragte Lungrad und schenkte mir einen 1842er Meutow ein. „Wieso? Ich habe mich lediglich gegen die Gefahr versichern lassen, für geistig normal gehalten zu werden.“